

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 8

Artikel: Der Devisenschmuggler : Erlebnisse eines Versicherungsinspektors
Autor: Paul, Edwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069587>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Devisenschmuggler

ERLEBNISSE EINES VERSICHERUNGSINSPEKTORS

Von Edwin Paul

Illustration von Alois Carigiet

Wenn Schweizer miteinander vom Auslande her nach Hause reisen, setzt immer eine lebhaftere Unterhaltung im Eisenbahnwagen ein, denn jeder hat etwas zu erzählen. Der Herr mir gegenüber im Bahnwagen stach nicht nur durch eine prächtige Brillanten-Krawattennadel von der übrigen Reisegesellschaft ab, sondern auch durch seine fröhliche Gesprächigkeit. Politisiert wurde grundsätzlich nicht, nicht nur wegen allfälligen Spitzeln, sondern auch aus Höflichkeit gegenüber dem Gastlande Deutschland. Man hielt sich dicht an den Ausspruch des Königs von Sachsen.

Als man sich der Schweizergrenze näherte, flaute das Gespräch ab, denn jeder schien etwas zu verdauen zu haben. Ich für mich überlegte hin und her, ob ich direkt nach Zürich weiterreisen oder an der Grenzstation aussteigen und am andern Morgen weiterfahren sollte, da ein schwerer Schadenfall im Grenzorte zu besorgen war. Jedenfalls langte ich die Akten aus der Tasche, um den Fall einstweilen zu studieren. Schließlich wurde ich mir darin einig, weiterzufahren und dafür anfangs nächster Woche hier gleich zu beginnen.

Der Schnellzug hielt an, die Zoll-

revision begann. Wie immer hatte ich nichts zu verzollen, und übrigens kannten mich die deutschen Zollbeamten sehr wohl. Als Zoll- und Paßrevision vorbei war, wurden alle Fahrgäste plötzlich er- sucht, auszusteigen und in einem vorde- ren Wagen Platz zu nehmen, da dieser Wagen aus der Zugskomposition heraus- genommen und hier stationiert werde. Dieser Aufforderung kamen wir nach, und eine dichte Schar Zollbeamter war im Wagen verteilt, vielleicht um zu be- obachten, ob nicht jemand aus irgend- einem Versteck heraus unverzollte Sachen hervornehme.

Erst in dreiviertel Stunden sollte der Zug weiterreisen. Ich stand daher mit meinem Kofferchen und mit der Ak- tentasche auf dem Bahnsteig und be- obachtete ein wenig das Treiben im Bahn- hofe. Nach einiger Zeit trat der Mitrei- sende mit der Brillantennadel auf mich zu und wünschte meine Meinung zu er- fahren, weswegen wohl der Wagen ab- gehängt werde.

«In der Regel wenn Verdacht vor- liegt, daß jemand etwas im Polster oder sonstwo versteckt hat», antwortete ich ihm.

«Und was geschieht dann mit der Sache?» wollte er wissen.

«Die geht ins Eigentum der Zoll- behörde über, wenn sich niemand mel- det», gab ich zurück.

«Und wenn sich jemand meldet?» forschte er weiter.

«Dann fliegt er hoch», erklärte ich ihm.

Ich sah es ihm an, der gute Eidge- nosse hatte etwas auf dem Kerbholz. Aber neugierig war ich nicht, denn auf diesem Gebiete ist es besser, nichts zu wissen. Schließlich wurde der Mann immer ner- vöser, immer unruhiger und ich erwartete, daß sich sein Inneres mir gegen- über bald entladen werde. Es dauerte denn auch gar nicht lange, als er wieder an mich herantrat und mich frug: «Können sie schweigen?»

«Wer das nicht kann, soll heiraten, dann wird er es bald los haben», ver- suchte ich zu scherzen, um damit etwas beruhigend auf ihn einzuwirken.

«Ich habe Ihnen ja schon im Bahn- wagen gesagt», fuhr er nun fort, «daß ich mein Geschäft aufgegeben und ver- kauft habe. Meine Familie ist bereits in der Schweiz. Und ich liquidierte den La- den, habe den Erlös, mein einziges Ver- mögen, mitgenommen. Wegen der De- visenschwierigkeiten habe ich dasselbe im Bahnwagen versteckt und nun wird er abgehängt. Was soll ich machen?»

«Wieviel Geld war das, wenn ich fragen darf?»

«121 000 Mark», sagte er nach- denklich.

Es muß ja einer schon vom Affen gebissen worden sein, wenn er auf die- sem Wege ein solches Banknotengebirge schmuggelt. Ich setzte ihm auseinander, daß wenn er sich melde, er sowohl alles Geld verliere als auch noch nebenbei Buße bezahlen oder gar abzusitzen habe. Dabei bestand ja die Möglichkeit, das Geld auf legalem Wege über den Clea- ring hereinzubekommen, wenn auch ra- tenweise wegen dem monatlich zuteilten Kontingent.

Der Mann befand sich in einer ver- zweifelten Lage; er stand sozusagen vis-à-vis seiner größten Eselei im Leben. Ihm war schwer zu helfen. Aber auch mein Gehirn arbeitete ungerufen auf höchsten Touren, denn ich suchte einen Weg, diesem Miteidgenossen die Exi- stenz zu retten.

Schon zeichnete sich, wenn auch nur nebelhaft, eine brauchbar scheinende Idee am geistigen Horizonte ab, die aber nur von Wert sein konnte, wenn die Zoll- beamten den ausrangierten Wagen nicht sofort gründlich untersuchen oder das Geld dabei nicht finden würden. Mit Sperber- augen hatte der Mann unablässig seinen Wagen verfolgt und kannte auch seinen Standplatz. So war er denn in der Lage, mir auf meinen Wunsch denselben zu bezeichnen und auch den Ort des Ver-

DENKSPORT- AUFGABE. I.

Die beiden untenstehenden Bilder sind nicht etwa identisch, wie Sie auf den ersten flüchtigen Blick hin geglaubt haben. Es handelt sich zwar um die gleiche Aufnahme, aber nur ein Bild ist richtig wiedergegeben, das andere ist das Spiegelbild des Originals.

Frage: Welches Bild ist das richtige, welches das spiegelverkehrte?



Antwort Seite 72

steckes im Wagen drin. In schwarzes Papier hatte er die Banknoten unter einem Sitzplatz auf dem Boden ganz hinten an die Wand hingelegt und das Paket mit Reißnägeln, mit schwarzem Kopfe, an Wand und Boden befestigt. Um das zu bewerkstelligen, bestieg er am Ausgangsorte den Zug frühzeitig, so daß er sein «Werk» unbeobachtet vollenden konnte.

Im übrigen war er ein sehr anständiger Mensch, hatte eine gute Familie beieinander, war von 1914 bis 1918 Schweizersoldat gewesen, leistete also auch seinem Vaterlande den schuldigen Tribut und schien übrigens auch, nach den Gesprächen im Bahnwagen zu schließen, die Schweizer Ehre im Geschäftsleben in Deutschland hochgehalten zu haben. Warum soll man denn da nicht helfen, wenn man vielleicht könnte? Es handelte sich bei dieser Hilfe nicht darum, Deutschland um 121 000 Mark ärmer zu machen, denn das Geld gehörte dem Manne, auch jetzt noch, Vorschriften hin oder her, denn nie soll man Vorschriften verteidigen, welche darauf abzielen, die Menschen auf scheinbar legalem Wege auszurauben. Die Steuern kommen selbstredend hiebei nicht in Frage, aber jene vielen Vorschriften und Verfügungen, die darauf ausgehen, die Menschen und das Leben immer mehr einzuengen, und das bloß, weil Macht und Gewalt zur Verfügung stehen.

Item, der Plan zur Rettung des Geldes nahm eine Form an, die sich wahrscheinlich durchführen ließ. Wie, sagte ich dem Herrn nicht, sondern ich bat ihn, mir seine Brillanten-Krawattennadel zu «schenken». Dabei wies ich mich mit Namen und Herkunft durch den Paß aus und stellte ihm frei, sich das zu notieren.

«Halten Sie nur eines fest, mehr nicht, das ist sehr wichtig — diese Nadel hat nie Ihnen gehört, sondern mir», bemerkte ich, als er wohl mehr aus Verzweiflung denn aus Vertrauen mir die Nadel gab, die ich unter dem Kragen meines Rockes befestigte.

«Im übrigen kann ich Sie versichern», sagte ich ihm, um ihm eine leise Hoffnung auf Rückgabe der Nadel zu eröffnen, «daß ich auf sämtliche Diamanten und Perlen dieser Welt so gut wie pfeife, denn mein Herz habe ich noch nie an Schmuck verloren.»

Und weiter schärfte ich ihm ein, daß ich von seinem Gelde und dessen beabsichtigten Schmuggel nicht das ge-

ringste wisse, nur seinen vollständigen Namen und die Schweizer Adresse mußte ich für alle Fälle haben.

«Und daß ich es nicht vergesse», bemerkte ich, «wenn Ihnen auch der Schmuggel gelungen wäre, hätten Sie das Geld doch wieder nach Deutschland zurückgebracht, um es dann auf rechtmäßigem Wege hereinzubringen, denn die Schweizer Banken wechseln keine deutschen Devisen mehr ein.»

Damit wollte ich ihm sagen — was auch der Wahrheit entsprach — daß Deutschland keine Einbuße erleidet, auch wenn es mir gelingen sollte, das Geld erhältlich zu machen.

Und nun verabschiedete ich mich von ihm, stellte in Aussicht, in einer Stunde etwa wieder zurück zu sein.

Mein Weg führte mich nun in erster Linie zu der invaliden Frau, um deren steif gewordenen Arm in Augenschein zu nehmen und vielleicht zu prüfen, ob der Fall nicht durch einen Vertrauensarzt begutachtet werden sollte. Der Gatte dieser Frau war nämlich Bahnangestellter auf diesem Grenzbahnhof.

Ich besah mir nun den Arm, stellte eine, wenn auch nicht gerade totale Versteifung fest und mir schien, der Fall eigne sich zu einer sofortigen gütlichen Erledigung ohne Vertrauensarzt. Zu diesem Zwecke mußte ich aber den Gatten noch sprechen, nicht daß da eine Erledigung vereinbart wurde, und hinterher pfefferte dann der Mann einen Brief nach Zürich, worin er seine Unzufriedenheit kund und zu wissen tun würde.

Die Frau machte sich auf den Weg, den Mann aus der Wirtschaft zu holen, wo er eben einen Jaß absolvierte. Nach geraumer Zeit kamen beide zurück, der Fall wurde besprochen, und ich erreichte eine Einigung, die Mann und Frau und mich befriedigten.

Nun mußte ich meine Rakete steigen lassen. Dieser Bahnangestellte sollte mir unfreiwillig helfen, das Geld aus dem Bahnwagen zu schaffen.

«Darf ich auch einen Wunsch aussprechen?» frug ich demütig und bescheiden.

«Oh freili», meinte der gute Mann.

«Sehen Sie, ich habe meine schöne Brillanten-Krawattennadel verloren, und ich bemerkte das erst, als ich auf dem Bahnsteig auf und ab ging. Sie kann nirgends anders sein als im abgehängten Bahnwagen. Bestünde eine Möglichkeit, daß Sie mit mir in den Bahnwagen gehen würden, um die Nadel zu suchen?»

«Nichts leichter wie das», meinte er höflich und zuvorkommend, und 20 Minuten später standen wir zwei vor dem Bahnwagen, den er mit eigenem Schlüssel öffnete. Nun bat ich ihn, auf der andern Seite des Wagens, wo das Geld nicht lag, anzufangen, und ich würde das Suchen in diesem Abteil von der Mitte her durchführen, wo gleich das Geld liegen mußte. Erst suchte ich den Gang ab und kroch nachher ins «Coupé», leuchtete mit der Taschenlaterne unter den bezeichneten Sitzplatz, sah das Paket, riß es los und verstaute es in meiner Mappe, betrat wieder den Gang, suchte weiter am Boden, löste die Nadel unter dem Rockkragen los und schrie freudig: «Ich hab sie.»

Er kam, besah sich die Nadel und meinte, es wäre schade gewesen, diese zu verlieren. Und ich stimmte ihm bei, daß es schade gewesen wäre, einen solchen Verlust zu erleiden, meinte aber natürlich das Geld. Ich gab ihm nach Verlassen des Eisenbahnwagens 5 Mark Trinkgeld, nicht allzuviel für den Fund, und dann geleitete er mich noch über das Geleise zum Bahnsteig, allwo er den Weg zu seiner Jaßgesellschaft unter die Füße nahm.

Auf dem Bahnsteig stand auch schon der andere, auf den ich zutrat, ihm freudig die wiedergefundene Nadel übergab und ihn ersuchte, mit mir den Bahnhof zu verlassen. Auf der Straße, wo uns kein Blick vom Bahnhofe aus zu erreichen vermochte, gab ich ihm das Notenpaket, das er sofort in sein Handkofferchen verstaute, und wir beschlossen, eine Wirt-

schaft aufzusuchen, um dort Gelegenheit zu haben, das Geld unbemerkt zu zählen. Alles stimmte, der Mann befand sich noch in fürchterlicher Aufregung wegen dem Rückerhalt des Geldes, eine Reaktionserscheinung. Dann bat ich ihn, den noch erhältlichen letzten Zug zu besteigen, um noch in gleicher Nacht nach einem größeren Orte rückwärts der Grenze zu reisen, um ja sicher vor einer Entdeckung zu sein. Anderntags sollte er dann zu seinem Herkunftsort in Deutschland zurückfahren, um von dort aus die gesetzlich zulässige Überweisung des Geldes nach der Schweiz in die Wege zu leiten. An ein «Trinkgeld» für meine Bemühungen war natürlich nicht zu denken, denn wenn er mir auch einen Büschel Banknoten gegeben haben würde, so hätte ich diesen doch auch wieder nicht ohne Schmuggel in die Schweiz nehmen können. Ferner würde mir keine Schweizer Bank den Betrag umgewechselt haben, im weitem bestand auch keine Möglichkeit, Devisengenehmigung für mich zu erhalten, und nicht zuletzt gebot die Vorsicht, nichts anzunehmen, um mich aus der gelungenen Entfernung des Geldes aus dem Eisenbahnwagen nicht zu bereichern. Wie leicht war es möglich, daß die Sache durch den Besitzer des Geldes den Weg in die Öffentlichkeit finden könnte, und da ich stets nach Deutschland reiste, hätte mir die Belohnung zum Verhängnis werden können. Im übrigen stand ich dem unglücklichen Miteidgenossen auch nur bei, weil es die moralischen Grundsätze erlaubten, denn das Geld gehörte dem Schweizer voll und ganz und nicht dem deutschen Fiskus.

Der Kampf der Feuerwehr

Loizl war ein harter Mann. Fast so hart wie der Granit, der dort unten in Niederbayern in der Gegend von Passau vorkommt und woher die Stadt Zürich ihre Granitpflastersteine lange Zeit bezogen hatte. Er wohnte in Neuhaus am Inn, und gegenüber auf österreichischem Boden,

durch den Inn getrennt, befand sich das österreichische Städtchen Schärding.

Ach, der Mann hatte zu große Vorstellungen von seiner, wenn auch nicht kleinen Invalidität. So war aber die Sache nun auch wieder nicht, daß er deswegen als lebender Leichnam herumzulaufen hätte, denn das linke Bein war nicht verkürzt und nicht lahm, sondern glich eher einer Gichterkrankung, die sich schließlich wieder beheben ließ. Er jammerte nicht wegen der Versicherung oder nur so lange, als er einen Beamten der Versicherung vor sich hatte, sondern er klagte aus dem Gefühl einer gewissen Hilflosigkeit heraus, weil er seine Zukunft nur noch schwarz in schwarz zu sehen vermochte.

Das Übel lag also größtenteils auf der psychischen Seite, und das ist verständlich bei einem Manne, der zeitlebens nur die Arbeit kannte und bisher nie einer Krankheit oder einem Unfall unterworfen gewesen war. Doch die psychische Seite zu entschädigen, lag mir nicht ob, und so endete der Fall mit einer namhaften, angemessenen Entschädigung, unter Einräumung eines Vorbehaltes von einem Jahre, falls sich Verschlimmerungen zeigen sollten. Damit war Loizl zufrieden und konnte es in angeborener Gastfreundschaft nicht unterlassen, mich zu einem Glase Most und einem mächtigen Stück Speck einzuladen. Die Gastfreundschaft darf bekanntlich normalerweise nicht abgelehnt werden, will man nicht böses Blut schaffen. Es gibt sehr empfindliche Leute auf diesem Gebiet, da sie in der Ablehnung eine Geringschätzung wittern.

Nun, ich nahm die Einladung an, die ja kaum länger als eine Viertelstunde dauern konnte, und der Mann freute sich, in Schärding drüben für die Stadt Zürich in den Granitwerken arbeiten zu können, nachdem er jemanden vor sich hatte, der in Zürich persönlich dann diese Pflastersteine auf der Straße zu treten in der Lage war. Wir unterhielten uns recht gut,

und beinahe schien es, als ob der Mann seine Schmerzen vergessen hätte.

Während des Gespräches ertönte das Feuerhorn. Wir gingen auf die Straße, um festzustellen, wo es brenne, nicht ohne zuerst das eigene Haus anzuschauen, in dem wir gerade saßen. Aus allen Häusern, Werkstätten und Ställen eilten Leute heraus; Männer sausten nach Hause, um die Feuerwehr-Uniform anzuziehen, ohne noch zu wissen, wo es brannte. Bereits sah man mächtige Rauchwolken aufsteigen, was uns veranlaßte, einen freieren Platz mit besserer Übersicht aufzusuchen. Bald hatten wir den Brand entdeckt; er loderte drüben über dem Inn, in Schärding, auf österreichischem Boden.

Nun begaben wir uns wieder in das Haus zurück, denn nach Österreich hinüberzugehen fehlten mir die Ausweise, und so saß ich wieder in aller Ruhe hinter dem Speck, der mir ja lieber war als den andern der Brand. Immerhin, Brände auf dem Lande sind so große Angelegenheiten, wie Kirchweih, Beerdigungen und Hochzeiten. Sie bringen Leben in die Bude, und ist die Sache erledigt, so sitzt man im Wirtshaus bis am Abend und behandelt den Fall. Und geht die Sache ganz richtig, so endigt sie mit einer Schlägerei. Besonders, wenn man dem Hornisten vorwerfen kann, daß er zu spät gehornt habe, dieser sich in der Ehre verletzt fühlt, Gegenbeweise erbringt, die nicht gehört werden, und er in seinem Zorn über die schmachliche Antastung seiner Feuerwehrehre zur handgreiflichen Rechtfertigung übergeht. Die Feuerwehrehre ist eine eigene Ehre für sich.

Nun, mein Speck war bald verdaut, um so unmerklicher, als sich das Gespräch selbstredend auf den Brand und die Brände im allgemeinen richtete. Gott sei Dank brannte es, sonst hätten wir vom Wetter reden müssen.

Nun, ich nahm Abschied von meinem Manne, und er begleitete mich noch ein Stück weit, nicht oder weniger aus Höflichkeit, sondern um nach dem Brande

GEDANKENSPLITTER

Zeit ist Geld! Aber das Umwechseln ist schwer!

Die Unbegabtesten, Glücklichsten und Rücksichtslosesten sind die Menschen ohne Phantasie.

Menschen, die wir für unsere Anschauungen gewonnen haben, halten oft noch daran fest, wenn wir selbst unsere Meinung längst wieder geändert haben.

Es gibt eine Großmut des Annehmens. Der Geizige fürchtet sich, sich dem Gebenden zu verpflichten, der Kleinliche gönnt dem Gebenden nicht die Freude des Gebens, der Großmütige dankt und nimmt mit Anmut.

Reinlichkeit ist mehr eine Begabung als eine Gewohnheit.

Es gibt Männer, die die Liebe zu ihrer eigenen Frau damit zu beweisen suchen, daß sie mit allen andern Frauen möglichst unhöflich sind.

Wir behaupten oft, einen Menschen zu verstehen, wenn wir das Gefühl haben, von ihm verstanden zu werden.

Hans Marty



zu sehen. Ohne eigentlich zu wollen, gelangte auch ich mit ihm in die Nähe der Innbrücke und sah dort die Neuhauser-Feuerwehr an der Brücke stehen, offen-

bar versammelt zum Sturmangriff über die Brücke auf das brennende Haus. Aber auf der andern Seite sah ich die Schärddinger Feuerwehr ebenfalls an der Brücke stehen, Front Neuhaus und nicht Front gegen die Brandstätte. Offenbar eine Begrüßungszeremonie zwischen Österreich und Deutschland oder besser zwischen Schärdding und Neuhaus.

Das Haus brannte lustig weiter; merkwürdigerweise sah man keinen Wasserstrahl in die Flammen zwischen, und auch kein Feuerwehrmann konnte an der Brandstätte beobachtet werden. Es war ja schon eine etwas merkwürdige Auffassung vom Feuerwehr-Amte, daß man solche Zeremonien der Brandbekämpfung vorzog, wo doch bei einem Brande jede Minute kostbar sein mußte.

Hüben und drüben hielten die Feuerwehr-Männer unter sich eifrige Besprechungen ab, als eine Art Kriegsrat. Dagegen war nicht viel einzuwenden, denn wo Kampf ist, muß Taktik sein und wo Taktik ist, gehört Strategie her. Nicht einmal ein Brand läßt sich ohne Organisation bewältigen, weil systematisch gegen ihn vorgegangen werden muß. Das rasende Element ist brutal und stumpfsinnig, ihm muß die Intelligenz und Weisheit des Menschen gegenübergestellt werden, will man Erfolge haben.

Die Neuhauser Feuerwehr rückte nun gegen die Brücke vor. Vermutlich war der Kriegsrat beendet. Es ist ein schönes Zeichen, wenn in Zeiten der Not die Gemeinden einander zu Hilfe eilen, und gar herrlich ist es, wenn die Hilfeleistung auch keine Landesgrenzen mehr kennt.

Merkwürdig war es nun schon, daß auch die Schärddinger Feuerwehr ihrerseits vom andern Ufer des Inn her gegen die Brücke vorrückte, statt gegen die Brandstätte rückwärts. Dabei schleppten sie noch die aufgerollten Schläuche mit. Nun, wenn man die Zeremonien soweit treibt, derweil das Haus lustig brennt, so ist das doch toll. Wo bleibt denn da die berühmte Feuerwehrehre? Die Zere-

monie sinkt hier einfach zum blödsinnigen Theater herab.

Aber auch die Neuhauser stießen nicht ohne Schläuche vor. Ich sah auf beiden Seiten ein aufgeregtes Gerede, hörte ein Rufen und Schreien. Schließlich eröffneten die Schärddinger das «Feuer», indem sie mit den Hydranten die Neuhauser bespritzten, und die Neuhauser ihrerseits bespritzten die Schärddinger. Nur das Feuer hat keiner bespritzt.

Mitten auf der Brücke entstand ein Kampf, Feuerwehr gegen Feuerwehr. Ob wohl hier eine Nationalrache Deutschland-Österreich zu sühnen war? Im Weltkrieg von 1914 bis 1918 kämpften sie doch gemeinsam Schulter an Schulter, nur daß es dem Österreicher einfiel, einige Monate früher aufzuhören. Ist etwa hieraus ein Haß entstanden? Unmöglich. Man kam doch gegenseitig täglich über die Grenze zur Arbeit.

Der Kampf tobte weiter. Die Schläuche genühten nicht mehr, man wurde persönlich, ja handgreiflich. Schwarz war der Himmel vom unbehinderten Brande her und naß waren die Feuerwehren vom Kampfe gegen die Menschen, nicht gegen das Feuer.

Dann zogen sich die Neuhauser zurück und auch die Schärddinger verließen allmählich den Kampfplatz.

Was war geschehen? Die Neuhauser wollten ihren Kameraden drüben in Österreich zu Hilfe eilen, und die Schärddinger beanspruchten den Brand als alleiniges Eigentum, so wie die Zürcher sagen: «Das ischt euseri Bröüsch». Soweit ging der Ehrgeiz der Feuerwehr, daß dieser nicht zuließ, andere an den Löscharbeiten teilnehmen und mithelfen zu lassen. Das Brandobjekt war in solchem Falle Nebensache, und der Verlust der Brandgeschädigten konnte nie so groß sein wie der Verlust der Feuerwehrehre.

So geht manchmal der übertriebene Ehrbegriff zur vollkommenen Idiotie über.